Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA

Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen

Band: 52 (1981)

Heft: 2

Rubrik: Notizen im Februar

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heinz Bollinger:

Notizen im Februar

Bad Schönbrunn im Januar, «Zeit zum Reden — Zeit zum Schweigen». Höflich-bemüht, alle ein bisschen angespannt, sitzen sie da am Tisch im Geviert; die Höflichkeit verdeckt nicht, dass die meisten ein wenig verlegen sind. Zwar kennen sich einige vom Vorjahr, von Rüdlingen her, ein paar weitere gehören zur Vorbereitungsgruppe und wissen besser Bescheid, doch wie «die Neuen» tragen auch sie die Frage im Gesicht: Wie wird diese Woche denn werden, und worauf haben wir uns damit wohl eingelassen? Man wartet ab, die Nachzügler und überhaupt, aber — das spürt man — ein ungeduldiges oder gar feindseliges Warten ist es nicht; man hat ja Zeit. Draussen vor den Fenstern fällt, unaufhörlich, der Schnee.

Die Rede ist hier von der Schönbrunner Seminarwoche, die Dr. Imelda Abbt, im VSA zuständig für Fortbildung und Kurswesen, für die Heim-Leute durchführt. Der Titel, den sie gewählt hat, ist aus dem alttestamentlichen Prediger-Buch ausgelehnt. Während ich mir überlege, ob ich in den kommenden Tagen meine Eindrücke festhalten soll und wie ich es kann, werden die Kursteilnehmer von Pater Bleikert begrüsst. Er skizziert ganz knapp die 50jährige Geschichte dieses Bildungshauses, das den Jesuiten gehört.

*

Alles ist flüchtig, alles ist nichtig; es ist alles ganz eitel («vanitatum vanitas»). «Alles hat seine bestimmte Stunde, jedes Ding unter dem Himmel hat seine Zeit.» Der Prediger-Text verfolgt mich bis in die Träume hinein.

Geboren werden hat seine Zeit
und Sterben hat seine Zeit.
Weinen hat seine Zeit
und Lachen hat seine Zeit.
Suchen hat seine Zeit
und Verlieren hat seine Zeit.

Schweigen hat seine Zeit
und Reden hat seine Zeit.
Lieben hat seine Zeit
und Hassen hat seine Zeit.
Der Krieg hat seine Zeit
und der Friede hat seine Zeit.

Die Erläuterungen, die ich bekomme, sind hilfreich, aber die Unruhe nehmen sie mir nicht ab. Was es heisst, dass Wort und Ding im Hebräischen denselben Wortstamm haben, kann ich so ungefähr verstehen. Dass und warum der Mensch im Alten Testament nicht der denkende, sondern der sprechende, redende Mensch ist, leuchtet mir ein; schliesslich ist «das Denken» in der Tat griechischen Ursprungs. Doch mit dem Zeitverständnis im Buch Kohelet (Kohelet = Versammler, Pfarrer) habe ich Mühe.

Zeit ist für den Prediger «erfüllte» Zeit. In der Erfüllung und Vollendung erkennt *er* den Zuspruch der Fülle; 2000 Jahre oder mehr später erkennen *wir* im Ende der Vollendung geängstigt nur den Hauch des Nichts. In der Sprache erfährt der Kohelet als Mensch zwar sein Begrenzt- und Bedingtsein, indem er immer wieder ans Unsagbare anstösst. Aber indem er dieses Unsagbare ehrfurchtsvoll verehren kann, hält er sich offen für den Zuspruch des Heiligen, das sich ihm zeigt und ihn heil(ig)t, indem es ihn im Vergänglichen zum Teilhaber des Unvergänglichen werden lässt. Wir Spätlinge hingegen, zu solcher Verehrung unfähig, seit wir die Sprache ausschliesslich als Instrument unseres Denkens handhaben, sind von der Quelle des Heiligen, vom Ursprung abgeschaltet; wir erfahren den Zuspruch der Fülle nicht mehr.

Sofern wir überhaupt noch merken, was sich verändert hat, merken wir es an der zunehmenden Leere und Abstraktheit unseres Redens (und Schreibens). Wir reden «gebildet» in verschiedenen Fachsprachen, zu welchen auch das «Kommunesisch» der Marxisten und Neomarxisten gehört. Unser Reden ist in hohem Grade maschinengemäss. Nicht zufällig leben wir heute im Computer-Zeitalter.

*

Zum Reden gehört das Hören, das Horchen, gehört das Schweigen. Seit unser Reden leer und abstrakt geworden ist, vertragen wir die Stille des Schweigens nicht mehr. Wir haben zu horchen und zu gehorchen verlernt. Unser Reden ist lärmig wie auf dem Markt.

Mit dem Lärm (des Redens) beginne die Barbarei, schrieb Nietzsche einmal. In einem Brevier, das in Schönbrunn aufliegt, stosse ich beim Herumblättern auf einen Vers, der in diesen Zusammenhang passt: «Nur in Umkehr und Ruhe liegt eure Rettung, nur Stille und Vertrauen verleihen euch Kraft. Doch ihr habt es nicht gewollt (Jesaja, 30, 15).

Was geschieht in der Stille des Schweigens — genauer: was könnte geschehen? Darüber sagt Ladislaus Boros: «Die Stille hat ihre eigene Sprache. Sie ist die Sprache der Ehrfurcht. Vor einem wirklich ergreifenden Leid kann man keine grossen Worte machen. Man steht schweigend dabei. Auch ist die Stille die Sprache der Bewunderung, des Staunens. Wird man Zeuge einer grossen Tat oder steht man vor der Schönheit der Natur, verstummt die Sprache. Die Bewunderung und das Staunen tut sich im Schweigen kund. Ehrfurcht und Bewunderung nennt man Verehrung; Anbetung, wenn es sich um Gott handelt. Das Schweigen ist ferner die Sprache der Aufmerksamkeit; im Schweigen merken wir auf. Schliesslich ist das Schweigen die Sprache der Vertrautheit. Miteinander schweigen können, ist ein Privileg derer, die durch gegenseitigen Umgang füreinander transparent geworden sind. Das Schweigen bringt auf die gültigste Weise die innere Einheit zum Ausdruck.»

*

Die Beschäftigung mit Martin Buber, zu der wir angehalten werden, hat ihre Schwierigkeiten. Trotzdem vergehen die Stunden wie im Flug. Wir sehen zwar ein, wie Buber es meint, wenn er sagt, dass der Mensch Sprache nicht *hat,* sondern *ist.* In gleicher Weise können wir so ungefähr den Unterschied, den er macht, in der Beziehung zwischen Ich-Du und Ich-Es verstehen. Das Verstehen spielt sich im Ungefähr des Vorbegrifflichen ab. In der Beziehung Ich-Du ereignet sich auf Augenblicke Unmittelbarkeit. Wir haben Mühe, uns damit abzufinden, dass wir, wenn wir reden, diese Unmittelbarkeit als Einheit stets bloss mittelbar in der begrifflichen, gegenständlichen Sprache, in Wörtern und Sätzen, die dem Es-Bereich angehören, zu artikulieren und zum Ausdruck zu bringen vermögen.

Warum habe ich hier übrigens das «wir», die erste Person Mehrzahl, gebraucht, unwillkürlich? Hätte ich, da es ja meine Mühe ist, nicht in der Einzahl bleiben sollen? Wir haben allesamt Mühe, uns damit abzufinden.

Es ist schwer, zum Teufel, in der «Wüstennacht» (Buber) der uneigentlichen Sprache und des uneigentlichen Lebens ausharren zu müssen. Doch es wäre wohl noch schwerer, das Glücksgefühl der Gegenwart des Eigentlichen dauernd auszuhalten — jener Gegenwart nämlich, in der die gewöhnliche Kommunikation zur Kommunion wird und in der sich Menschen wirklich begegnen, das heisst sich ins Herz schauen können. Vielleicht ist es eben ganz gut, dass sich jenes Glücksgefühl zeit unseres Lebens nur für Augenblicke einstellen kann. Vielleicht ist «die erhabene Schwermut unseres Loses» (Buber) doch ganz gut, «dass jedes Du in unserer Welt zum Es werden muss. In der Verzauberung des Augenblicks, in der wir den Atem anhalten, könnten wir nicht leben. Wir brauchen die Sicherheiten, die das Es gewährt. Und solange wir diese Absicherungen brauchen, müssen wir uns damit begnügen, das Eigentliche im Augenblick zu erahnen und auf Sekunden seiner innezuwerden.

Antoine de Saint-Exupéry sagt: «Es gibt kaum ein beglückenderes Gefühl als zu spüren, dass man für andere Menschen etwas sein kann. Dabei kommt es gar nicht auf die Zahl, sondern auf die Intensität an. Schliesslich sind die menschlichen Beziehungen das Wichtigste im Leben. Daran kann auch der moderne Leistungsmensch nichts ändern, aber auch nicht die Halbgötter der Wissenschaft oder die Irrsinnigen, die von menschlichen Beziehungen nichts wissen».

*

Innert weniger Tage haben sich die Kursteilnehmer zur Gruppe formiert. Das «Wir-Gefühl» ist ausgeprägt. Das bekommt in besonderer Weise der Psychotherapeut zu spüren, der den Auftrag hat, uns das therapeutische Gespräch zu erläutern. Er kommt pünktlich, ein überaus liebenswürdiger Mensch, aber er kommt nicht an. Seine Aufforderung, jeder solle mit sich selber in Beziehung zu treten versuchen, löst Befremden aus. Wir sind offenbar nicht krank genug; das Selbsterfahrungsexperiment misslingt.

Ich habe das Brevier mit aufs Zimmer genommen. Vor dem Einschlafen überdenke ich diesen Tag: Draussen ein strahlender Bilderbuch-Winter, drinnen, hinter dem Glas, ein gequältes Sich-Abmühen in der Gesellschaft des liebenswürdigen Therapeuten. Ein wenig beneide ich die, die es vorgezogen haben, sich einen Nachmittag lang in der Sonne zu tummeln. Aber da stosse ich, Zufall oder nicht, in dem kleinen Büchlein erneut auf Saint-Exupéry: «Wenn uns ein ausserhalb unseres Ichs liegendes gemeinsames Ziel mit anderen Menschen verbindet, dann allein atmen wir frei. Die Erfahrung lehrt uns, dass das Gefühl des Miteinanders nicht dann entsteht, wenn man sich selber oder wenn man sich gegenseitig anschaut, sondern nur dann, wenn man gemeinsam in gleicher Richtung blickt.»

Das haben wir in dieser Schönbrunner Woche bisher versucht: gemeinsam in gleicher Richtung Ausschau zu halten. Jetzt fühle ich mich wieder frei. Der «Therapeuten-Tag» muss nicht als Verlust abgeschrieben werden.

*

Sprache als Welterfahrung und Weltgestaltung: Der gemeinsame Weg hat uns in die verschiedenen Wohnungen der Sprache geführt, in die äusseren des Redens und in die inneren der beginnenden Stille. Wir haben Wittgenstein kennengelernt, den jüngeren des «Traktats» und den älteren der «Philosophischen Untersuchungen». Nun geht die Woche ihrem Abluss entgegen, auch der «Bunte Abend» ist schon vorbei. Was sollen wir denen, die daheim auf unseren Bericht warten und «wissen» wollen, denn bloss sagen? Die Frage beunruhigt mich — liegt sie wohl auch den anderen schwer auf?

Was sich sagen lässt, muss klar gesagt werden. Was sich nicht mehr sagen lässt, darüber muss man schweigen. Das ist die erste Empfehlung Wittgensteins, die ich mir notiert habe. Von der Welt kann man reden, von dem, was dahinter ist, nicht. In den innern Wohnungen der Sprache herrscht Schweigen. Wer sich äussern muss, gerät in die Vorhöfe des (abstrakten) Redens und Schreibens, ob er will oder nicht. Am klarsten und eindeutigsten, aber auch völlig abstrakt, ist die bezeichnende Sprache der Mathematik.

Mein Bericht für die daheim: oo!10

Frage nicht nach der Bedeutung der Wörter, sondern nach dem Gebrauch, Wittgensteins zweite Empfehlung. Hinweis auf Fromms «Sein und Haben»: Könnten wir in Zukunft, wenn wir reden, so zu haben suchen, als hätten wir nicht? Könnten wir, wenn wir reden, vermehrt so reden, als schwiegen wir um zu hören?

*

Nächstes Jahr um diese Zeit wird es unter der Leitung von Frau Abbt wieder eine Seminarwoche für Heim-Leute geben.